

hen, was aus uns geworden ist“ (35). *Alex Stock* denkt in seinem Beitrag über Liturgie und Poesie nach: „Sonntags Gedichte?“ Die Lektüre solcher Literatur werde für Theolog/inn/en dann zum Ereignis, wenn die Poesie des Textes „in ihre ureigene Schreib- und Redeweise eingreift“ (60). *Georg Langenhorst* ortet unter den Schriftsteller/inn/en des 21. Jahrhunderts eine „neue Unbefangenheit“ im Umgang mit Religion. (74) Er elaboriert seine These unter dem Titel „Ich gönne mir das Wort Gott“, einer Äußerung des Schriftstellers Andreas Maier. Der Literat *Markus Orth*s sprach in den Bachel-Lectures über seine Erfahrungen von Existenz und Transzendenz im Schreiben, Erfahrungen vom Ganzen des eigenen Lebens und der Bewegung zum anderen Menschen hin – die für ihn „einzig mögliche Form von Transzendenz“ (102). Literatur lotet so Grenzen und Grenzerfahrungen aus.

Die Literaturwissenschaftlerin *Barbara Vinken* stellt mit Flauberts *Félicité* aus „Das einfache Herz“ einen Antitypus zu Maria vor, eine moderne Heilige in ihrer Tragik. *Félicité* wird zugleich „Paradigma eines Zustandes der Sprache in der Moderne, in der das Wort zum toten Buchstaben geworden ist“ (122). *Eckhard Nordhofen* befragt Religionsgeschichte unter dem Aspekt des Medienwechsels. Die „Lehr-Performance“ Jesu in der Szene mit der Ehebrecherin aus Joh 8 bestehe darin, mit dem Finger des inkarnierten Logos die Schrift zu „zerschreiben“. (134) *Susanne Heine* wiederum sieht den Glauben aus der christlichen Tradition „auswandern“ etwa in eine „heilige Natur“, auf die sich die Attribute Gottes übertragen lassen, mit Ausnahme der Personalität. Die Frage, ob Kunst der Fluchort der Gottesfrage sei, beantwortet Heine mit weder Ja noch Nein. Immerhin erweisen sich heilige Natur und Mysterium als „spirituelle Platzhalter“ (153). Zuletzt reflektiert *Rudolf Habringer* sein Schreiben. Für ihn sollte Literatur „vordringen an einen Ort des Eingemachten, an den Ort eines existentiellen Schmerzes, an einen Ort, der sich für jeden Menschen anders buchstabiert“ (164). Er schließt mit einem Text Bachls – einem Gebet, das auf Antwort wartet.

Die Bachel-Lectures lassen sich als Resonanz auf Bachls theologischen Anspruch lesen. Diese sie abschließende Dokumentation forciert eine offene und fortzuschreibende „Poesie der Theologie“ – *ad multos annos!*

Graz

Elisabeth Pernkopf

♦ Loichinger, Alexander: *Frage nach Gott*. Bonifatius Verlag, Paderborn 2003. (152) Kart. Euro 14,30 (A). ISBN 3-89710-258-7.

Eine der größten Verunsicherungen theologischen Denkens besteht in der „Erfahrung, dass die Welt, in der wir leben, durchaus mehrdeutig ist. Man kann die Welt religiös deuten. Man kann sie aber auch ohne Gott verstehen“ (28). Dieser schwierigen Zweideutigkeit, die weder einem religiösen Glauben noch einer atheistischen Position eine argumentative Vorrangstellung lässt, geht der Verfasser in seiner Darstellung nach und weist darauf hin, dass das menschliche Leben ohne einen grundsätzlichen „Vertrauensvorschuss“ (126) in die konkrete Wirklichkeit nicht möglich ist. Im Glauben kommt „das Verständnis der Wirklichkeit im Ganzen“ (13) zur Sprache, wie sich das in der Auseinandersetzung mit zentralen Themenfeldern zeigt, die den Aufbau dieses Buches strukturieren: Glaube und Theologie, Gottesbeweise, Leid und Übel in der Welt, Naturwissenschaft und Theologie, religiöse Erfahrung.

Manche Ausführungen arbeiten Sinn und Anliegen theologischer Fragestellungen klar heraus und weisen Missverständnisse zurück; so wird etwa verdeutlicht, dass sich Begriffe wie Freiheit, Gewissen, Person und Vertrauen dem „sinnneutralen Kausalitätsdenken der Naturwissenschaft“ (105) entziehen, Gott also „nicht in den noch verbleibenden naturwissenschaftlichen Wissenslücken“ (115) wirkt. Andere Thesen wie die tendenzielle Interpretation der Leiderfahrung als „Reifungs-“ oder „Entwicklungsprozess“ (83) sowie die Erklärung, Gott hätte „aus logischen Gründen“ (78, 84) keine Welt erschaffen oder zulassen können, die weniger leidvoll sei, werden vermutlich mehr Fragen aufwerfen als beantworten. Auch die Einschätzung, dass unterschiedliche religiöse Erfahrungen und Gottesbilder „kein weiteres Problem“ darstellen, weil „sich Gott den unterschiedlichen Menschen in unterschiedlichen Kulturen eben in unterschiedlicher Weise zur Erfahrung gibt“ (140), deckt die Herausforderung des religiösen Pluralismus eher zu, als dass sie sich ihr stellt.

Das wichtigste Anliegen dieses Buches ist die Einsicht, dass es „keine separate Glaubensvernunft“ (31) gibt, die im Gegensatz zu menschlichen Grunderfahrungen oder wissenschaftlichen Einsichten stünde, sowie die Ermutung dazu, dass ein „Glaubensvertrauen berechtigt ist“ (88).

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl